

Anton Friedrich Koch*

Kritische Metaphysik oder Analytische Hermeneutik?

Über die Lesbarkeit der Dinge und die apriorischen Voraussetzungen der Bezugnahme

<https://doi.org/10.1515/dzph-2019-0008>

Abstract: Kant in his critical metaphysics, as one might call his transcendental philosophy, proceeds from the syncategorematic, subject-sided forms of thinking, which are revealed by general logic qua doctrine of the inferences of reason (i. e. syllogistics), and assigns to them one-to-one categorematic, object-sided forms of thinking: the categories qua pure, non-empirical predicates of things. Kant then shows in his transcendental deduction that the categories are objectively, – i. e. without our invasive intervention – valid of all things in space-time. In the present essay, philosophy is understood not so much as critical metaphysics in a narrow sense of “metaphysics”, but rather as the a priori hermeneutic science; and the transcendental deduction of the categories is replaced by arguments for (1) a readability thesis and (2) a theory of the a priori presuppositions of referencing things in space and time. The readability thesis states that things can be read (1) as world-sided primal tokens (ur-tokens) of proper names of themselves and also (2) as world-sided primal tokens (ur-tokens) of elementary propositions about them. The theory of the a priori presuppositions clarifies the conditions of the possibility of subjects orienting themselves in space and time and being able to refer, first, to themselves qua embodied thinkers and then as well to arbitrary individual items.

Keywords: metaphysics, critical metaphysics, Kant, categories, hermeneutic, analytical hermeneutic

*Kontakt: Anton Friedrich Koch, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Philosophisches Seminar, Schulgasse 6, 69117 Heidelberg; a.koch@uni-heidelberg.de

1 Vorbemerkungen zur Problematik einer kritischen Metaphysik

Aristoteles bestimmte die Metaphysik und die Physik als die substantiellen und die Mathematik als die abstrakte unter den theoretischen Wissenschaften und unterschied sie von den praktischen und den poetischen Wissenschaften. Die Metaphysik hatte das Sein der Dinge, die Physik ihr Werden, die Mathematik ihre geometrischen und arithmetischen Aspekte streng allgemein und begrifflich präzise zu erforschen. Für die Ethik und die Politik als praktische Wissenschaften galten ermäßigte Genauigkeitsstandards wie heute für die hermeneutischen Wissenschaften, die sich der Unbestimmtheit der Übersetzung (W. V. O. Quine) bzw. der Interpretation (Donald Davidson) zu stellen haben und deren Standpunktgebundenheit in den Gehalt ihrer Lehren eingeht. Auch die poetischen oder technischen Wissenschaften legen, aus anderen Gründen, keine strengen Gesetze offen, sondern operieren mit Faustregeln.

Metaphysik und Physik waren eng verflochten und schwer zu trennen, bis die Physik zu Beginn der Neuzeit die Mathematik zu ihrem Darstellungsmedium erkor und das nach Rezept wiederholbare Experiment zu ihrem Überprüfungsverfahren. Es war ein Geniestreich, der für die Physik zur Erfolgsgeschichte wurde, und ein Streich, von dem sich die Metaphysik, die sich als die erste unter den Wissenschaften nicht von einer anderen (der Mathematik) abhängig machen konnte, nicht mehr erholte. Seither kennen wir *zwei* theoretische Wissenschaften, Mathematik und Physik, und in der Metaphysik eine Daueraspirantin für diesen Status, die es nicht zur Reife der Paradigmenfähigkeit bringt, deren Wenden daher wie bloße Wandlungen von Glaubensmoden aussehen.

Erschwerend kommt der Anschein einer direkten thematischen Konkurrenz mit der Physik hinzu, die nur zum Nachteil der Metaphysik ausschlagen kann. „Die Physik untersucht die wesentliche Struktur der Welt“, lesen wir bei Quine,¹ und so wird vielfach auch die Aufgabe der Metaphysik beschrieben.² Als Versuch, einen aussichtslosen Wettkampf zu meiden, könnte daher die neuzeitliche Wende der Metaphysik ins Erkenntniskritische bei John Locke und dann bei Immanuel Kant erscheinen, der die Metaphysik als kritische Philosophie neu zu erfinden unternahm. Dass hier Drückebergerei im Spiel ist, mutmaßt Michael Loux, wenn er schreibt, die kritische Metaphysik habe „zur Aufgabe die Nach-

1 Quine (1981), 93.

2 Vgl. etwa das Programm von Sider (2011) und Hofweber (2016), 1: „The grandest and most ambitious part of philosophy is metaphysics: the project of finding out, within philosophy, what reality is like in general“.

zeichnung der allgemeinsten Züge unseres Denkens und Erkennens“, was aber „etwas ganz anderes [sei] als die Erforschung der Struktur der Welt, von der das Denken handelt“, worin die eigentliche Aufgabe der Metaphysik bestehe.³

Loux' Gravamen vermag indes Kant nicht zu treffen, der zwar von den kategorialen Zügen unseres Denkens und Erkennens ausgeht, in der transzendentalen Deduktion aber gerade den Nachweis ihrer objektiven Gültigkeit führt. Die kategoriale Form des Seienden (Der-Fall-Seienden oder Existierenden)⁴ bleibt also Thema; und dass wir sie in einer Reflexion a priori auf unsere Urteilspraxis offenlegen können, ist bei Kant keine Voraussetzung, sondern ein Ergebnis seiner kritischen Metaphysik, namentlich der transzendentalen Deduktion. Diese hat in der B-Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* bekanntlich einen Teil (§§ 16–20), mit dem „der Anfang einer Deduktion der reinen Verstandesbegriffe gemacht“ wird (§ 21, B 144), und einen zweiten (§§ 22–26), der die eigentliche Deduktion enthält. Im ersten Teil wird gezeigt, dass Urteilen spontane Synthesis und als solche notwendig und hinreichend a) für Selbstbewusstsein und b) für kategorial verfasste Objektivität ist. Soweit selbstbewusstes Urteilen (ein Pleonasmus) reicht, gelten daher notwendig die Kategorien. Nun werden die Objekte allerdings nicht in spontaner Synthesis erzeugt, sondern dem Denken in sinnlicher Rezeptivität gegeben. Daher könnte es wie ein Zufall oder Wunder erscheinen, dass Selbstbewusstsein in Beziehung auf Objekte überhaupt möglich ist – was die Übereifrigen zum Basteln an Gottesbeweisen und die Resignierten zur Berufung auf unwahrscheinlichste glückliche Kontingenz verführen könnte. Eine Deduktion verheißt indes einen Rechtstitel, nicht göttliche Gnade oder blinden Zufall. Daher zeigt Kant im zweiten Beweisteil, dass die Zeit als die Form des Dass-Seins der Dinge und indirekt der Raum als die Form ihres Was-Seins durch die Synthesis notwendigerweise so vorstrukturiert ist, dass die Dinge auf Grund ihrer Raumzeitlichkeit nur zu den Bedingungen der Kategorialität *gegeben* werden können. Die Synthesis reicht als figürlich-imaginative bis in die Formen des Gegebenseins und daher, wenn die Zeit die Form ihres Dass-Seins und der Raum die Form ihres Was-Seins ist, bis in ihr Dass-und-was-Sein.⁵

³ Loux (2006), 6–7 (meine Übersetzung, A. F. K.).

⁴ Für die Unterscheidung des veritativen und des existentialen Seins (und Seienden) vgl. Koch (2013), 40–41.

⁵ Kant bestimmt natürlich, was nicht unterschlagen werden soll, die Zeit als die Form des inneren Sinnes (die als solche der Affektion durch den Verstand, nämlich der figürlichen Synthesis, offensteht, vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, B § 24) und den Raum als die Form des äußeren Sinnes. Dass die Zeit ipso facto die allgemeine Form des bloßen Der-Fall-Seins oder Existierens der Dinge (in deren nomologischem Zusammenhang) und der Raum die allgemeine Form ihrer mannigfaltigen, gleichgültigen Bestimmungen ist, ist meine Behauptung, die ich bislang nur in

So könnte eine kritische Metaphysik sich mit den Wissenschaften vielleicht arrangieren. Mit der Mathematik würde sie ihre generische Methode teilen, den Apriorismus, und mit der Physik ihr Thema, die allgemeinsten Strukturen des Seins der Dinge. Aber hier läge nur Namensgleichheit vor; denn die Metaphysik untersucht die logischen Strukturen des Denkens und des Seins, während die Physik die faktisch-nomologischen Strukturen des Seienden nachzeichnet.

Natürlich müsste auch das Verhältnis der faktisch-nomologischen zu den logisch-kategorialen Strukturen geklärt werden, und sicher nicht von der Physik. Da fügt es sich, dass eine kritische Metaphysik qua Theorie der Form des Denkens ohnehin selbstbezüglich wäre, also ihre eigene Hintergrundtheorie einschliesse und als Hintergrundmetaphysik sich auch zur Physik und anderen Wissenschaften ins Verhältnis setzen würde.⁶ Ansätze zu einer kritischen Metaphysik, die sich auch noch die Einsichten von Kants spekulativ-idealistischen Nachfolgern und die Errungenschaften der analytischen Philosophie zunutze machte, könnten dann gut und gern „[u]nter dem Label ‚Analytischer Deutscher Idealismus‘ versammelt“ werden, das James Conant und Andrea Kern für eine Buchreihe gewählt haben.⁷

Ich stehe dem Theorieprogramm *Kritische Metaphysik/Analytischer Deutscher Idealismus* sehr nahe, glaube aber, dass es Gründe gibt, noch einen Schritt weiter zu gehen und die Erste Philosophie nicht mehr als Metaphysik zu konzipieren, wenn „Metaphysik“ eine theoretische Wissenschaft bezeichnet. Mir scheint, die Erste Philosophie muss eine hermeneutische Wissenschaft werden, und zwar die apriorische unter den hermeneutischen Disziplinen. Markus Gabriel hat jüngst in dieser Zeitschrift geschrieben, dass ich die Entwürfe zu einem „neuen Realismus [...] um eine analytisch aufgerüstete Hermeneutik ergänzt“ hätte.⁸ Indem ich mir diesen Schuh anziehe, möchte ich im Folgenden einer *Analytischen Hermeneutik* das Wort reden, nicht durch Fortsetzung dieser Überlegungen zur Methode, sondern in inhaltlichen Erwägungen zugunsten einer Lesbarkeitsthese und einer Theorie apriorischer Voraussetzungen der Bezugnahme, die an die Stelle der

unveröffentlichten Manuskripten entwickelt habe und hier ungeschützt einfließen lasse. Sie ist Teil meiner realistischen Interpretation oder vielmehr Weiterdeutung Kants.

⁶ Statt „Hintergrundmetaphysik“ könnte man „Metametaphysik“ sagen, wenn man Ebenen trennen wollte, was aber zu einem Progress einladen dürfte, vergleichbar dem des Reflexionsmodells des Selbstbewusstseins.

⁷ Conant/Kern (2017), 9.

⁸ Gabriel (2017), 797.

beiden Beweisschritte der transzendentalen Deduktion treten können und Beispiele und Argumente für eine Analytische Hermeneutik liefern.⁹

2 Die Lesbarkeitsthese

Die Lesbarkeitsthese ist eine Heterodoxie in der Verlängerung von Rudolf Carnaps Syntaktizismus und Wilfrid Sellars' Inferentialismus und steht andererseits in der Tradition von Ludwig Wittgensteins semantischer und Sellars' außersemantischer Bildtheorie des Elementarsatzes. Sellars' Programmformel des Syntaktizismus lautet: *Es gibt keine semantischen Beziehungen*. Die Angabe der Intensionen oder Extensionen sprachlicher Ausdrücke ist funktionale Klassifikation, kein In-Beziehung-Setzen eines Ausdrucks zu etwas Weltseitigem. In der semantischen Aussage

„Sokrates“ bezeichnet Sokrates

ist demnach von Sokrates gar nicht die Rede, auch nicht auf der rechten Seite, sondern es wird über den deutschen Sprachtypus „Sokrates“ mitgeteilt, dass er in seiner Funktion dem zwischensprachlichen Typus •Sokrates• material äquivalent ist (Sellars verwendet Anführungszeichen für zwischensprachliche Zitierung). Eine tarskische Metasprache bettet ihre Objektsprache ein und redet über alles, worüber diese redet. Eine sellars'sche Metasprache ist eine normative Diskursebene, auf der ausschließlich von sprachlichen Typen und Token die Rede ist, nie von natürlichen Objekten, auch nicht von natürlichen Sprachobjekten als solchen.

Kategoriale Aussagen sind dann ebenfalls keine Aussagen über Weltseitiges, sondern normativ-metasprachliche Aussagen, wenn auch in objektsprachlicher Verkleidung (inhaltlicher Redeweise), über zwischensprachliche Typen. Der Satz

Der Mond ist ein Einzelding

ist demzufolge (ungefähr) zu analysieren als:

⁹ Eine kritische Metaphysik als Hilfstheorie wird die Analytische Hermeneutik im Übrigen einbetten in Gestalt einer Transzendentalphilosophie, die die Form des Denkens und des Seins für den imaginären, kontrapossiblen Grenzfall der Nulleinstellung betrachtet, in dem nichts Konkretes mehr gedacht würde und nichts Reales mehr der Fall wäre.

Der zwischensprachliche Typus •Mond• ist ein Individualsinn.

Auch hier bleiben wir strikt auf der metasprachlichen Ebene; die kategoriale Form greift nicht auf Weltseitiges über, sondern gehört ganz auf die Seite des Denkens. Michael Loux mag an seinen langjährigen Diskussionspartner Sellars gedacht haben, als er die kritische Metaphysik auf die Nachzeichnung der all-gemeinsten Züge unseres Denkens und Erkennens beschränkte. Und er hätte recht: Wenn Sellars' Philosophie kritische Metaphysik ist, dann untersucht kritische Metaphysik nur die sprach- und denkseitige logische Form und kennt keine andere. Bei Sellars macht die logisch-kategoriale Form vor den Dingen halt und erreicht sie nicht. Allenfalls indirekt sorgt der empirische Druck der Dinge auf die Sprachentwicklung dafür, dass am idealen Ende der Forschung eine – „peircesche“ – Sprachstruktur vorläge, deren logisch-kategoriale Form insgesamt diffus dingangemessen wäre.¹⁰

Wenn Wittgenstein demgegenüber lehrt, dass wahre elementare Gedanken logische Bilder von Tatsachen sind, so vertritt er eine Lesbarkeitsthese *avant la lettre*. Wir finden bei ihm (im Unterschied zu Kant, bei dem kategorialen weltseitigen Eigenschaften und ihren Begriffen, den Kategorien, die logischen Funktionen des Denkens in Urteilen entsprechen)¹¹ strikt dieselbe logische Form auf der Seite des Denkens und auf der Seite der Welt, was uns im Grunde schon berechtigt zu sagen, Weltseitiges werde gelesen. Nicht das gesprochene, wohl aber das geschriebene Wort kann sich vom Akt seiner Hervorbringung lösen und noch nach Jahrtausenden wie ein Stück Natur aufgefunden werden. Experten entziffern, lesen und verstehen einen Satz in Keilschrift, indem sie Mustern auf einer Tontafel eine logisch-semantische Form zuordnen. Ebenso ordnen wir den Dingen logisch-semantische Formen zu, wenn wir in Beobachtungssätzen über sie reden. Warum also sollen wir nicht sagen, dass die Dinge für uns, die wir über sie zu sprechen gelernt haben, in der Anschauung zu Token von Bündeln holophrastischer Beobachtungssätze über sie werden, die wir in Wahrnehmungsurteilen explizit in unsere begrifflich artikulierte Wortsprache übersetzen? Der Unterschied besteht, mit Kant gesprochen, nur darin, dass wir Wortschrift in unserer intellektuellen, Dingschrift in unserer figürlichen Synthesis lesen. Unser

¹⁰ Sellars greift in das Geschäft der Physiker ein, wenn er aus begrifflichen Gründen eine Ontologie absoluter Prozesse antizipiert, vgl. Sellars (1981). Aber auch diese Prozessontologie bleibt ihm reine Syntax-Semantik-Pragmatik in inhaltlicher Redeweise.

¹¹ Bei Kant nimmt die logische Form denkseitig eine synkategoriematische und weltseitig eine kategoriematische Gestalt an und wird dort in logischen Partikeln („alle“, „einige“, „nicht“ usw.) und hier in Prädikattermini (Kategorien) sprachlich ausgedrückt.

rein diskursives Denken („S ist P“) ist Denken in Abwesenheit, unser intuitives Denken („Dies-solche ist P“) Denken in Anwesenheit des Gegenstandes, der dabei als ein dingschriftliches Token fungiert. Auch wenn wir Zeitung lesen, müssen wir die – in diesem Fall wortschriftlichen – Token natürlich zunächst wahrnehmen (vermöge figürlicher Synthesis); aber im Fall müheloser muttersprachlicher Zeitungslektüre schauen wir durch die Wahrnehmung der Buchstaben gleichsam hindurch und bewegen uns denkend im mitgeteilten Sinn (in intellektueller Synthesis).

Aber nicht Wittgenstein, sondern Sellars weist den Weg zu der hier intendierten Lesbarkeitsthese, obgleich seine Bildtheorie nicht als logisch-semantische konzipiert ist. Auch nach Sellars können Objekte – selbstverständlich – in realen Beziehungen, insbesondere in natürlichen Isomorphie-Beziehungen, zu sprachlichen Objekten stehen; nur sind diese Beziehungen kein Thema der Semantik, sondern einer außersemantischen Repräsentationstheorie. Es kommt für unsere Lesbarkeitsthese also darauf an, die von Sellars konzipierte Bildbeziehung und ihre weltseitigen Relate aus dem logischen Raum der Natur, in dem Sellars sie ansiedelt, in den logischen Raum der Gründe heimzuholen bzw. diesen auf jenen auszudehnen.

Dass nach Sellars anders als bei Wittgenstein Objekte abgebildet werden und nicht Tatsachen, hängt damit zusammen, dass Sellars in seiner nicht-relationalen Semantik Tatsachen als sprachseitige Entitäten, nämlich als Sinne wahrer Sätze analysiert. Weltseitig gibt es nur Objekte; wir bilden sie in Subjekt-Prädikat-Sätzen ab, indem wir einen Subjektausdruck, der ein Objekt repräsentiert, durch Beifügung eines Prädikates so modifizieren, dass diese Modifikation einer realen Modifikation des Objektes entspricht (gemäß der komplexen Projektionsmethode, die wir im Erwerb unserer Sprache internalisiert haben). Die Logik der sprachlichen Abbildung erläutert Sellars an Landkarten. Ein kartographischer Subjektausdruck ist etwa eine Linie, deren Gestalt der Gestalt eines geographischen Objektes nach gegebenem Maßstab isomorph ist und die das Objekt durch geeignete Färbung als Fluss (blau), Straße (gelb), Eisenbahnstrecke (schwarz) oder politische Grenze (rot) abbildet. Dieser Repräsentationsform zufolge sind Prädikate bloße Hilfszeichen zur Modifikation von Subjektausdrücken. Man könnte statt „Sokrates ist weise“ auch „Sokrates“ einfach in bestimmtem Stil, etwa kursiv, schreiben.

Die kartographische Repräsentation ist instruktiv ferner deswegen, weil sie illustriert, dass ein einziges Sprachobjekt als Token mehrerer Typen fungieren kann, einerseits als Token eines Subjektausdrucks und andererseits als Token verschiedener Sätze. Ein kartographisches Token des Namens „Heidelberg“, nach Sellars' Punktzitierungs-Konvention also ein kartographisches ●Heidelberg●, ist durch seine Rotfärbung zugleich ein ●Heidelberg ist eine Stadt●, durch

seine gegebene Größe ein •Heidelberg hat 100 000–250 000 Einwohner•, als von einer blauen Linie durchzogen ein •Heidelberg liegt an einem Fluss• (usw.). Diese Form der Abbildung fände sich am Abgebildeten als die logische Form der Wirklichkeit wieder, sofern wir mit Wittgenstein, über Sellars hinausgehend, die Bildbeziehung als logisch-semantische begreifen dürften. In diesem Fall könnte die Stadt Heidelberg als weltseitiges Ur-Token oder *Urexemplar* des Typs •Heidelberg• sowie der erwähnten Satztypen gelesen und in unsere Wortsprache übersetzt werden.¹²

Die Rechtfertigung, hier über Sellars hinauszugehen, liefert er selbst; denn er bestreitet nicht, dass wir im Wahrnehmen unmittelbar in Farben (Tönen, Düften, ...) denken können. Nach seiner Lehre werden im Spracherwerb Spracheintrittsreaktionen auf Umweltreize so konditioniert, dass zwischen distalem Reiz und begrifflicher Reaktion ein proximaler sensorischer Zustand kausal vermittelt. Dann aber sehe ich nicht, was uns hindern könnte, schon diese Zustände, die der Naturordnung angehören, von ihren normalen begrifflichen Wirkungen her wie Spracheintritte (natürliche Sprachobjekte, die Token von holophrastischen Beobachtungssätzen sind) zu behandeln und die Übergänge von ihnen zu Wahrnehmungsurteilen als Grenzfälle innersprachlicher Übergänge zu deuten. So werden Sensa zu Anschauungen (in einem perspektivisch auf je mich hin orientierten Raum-Zeit-Feld von Qualia, darüber mehr im nächsten Abschnitt) und erhalten eine logische „*Dies-solche*“-Form, kraft deren sie als logische Subjekte von Wahrnehmungsurteilen und dann, wegen der prinzipiellen Entbehrlichkeit von Prädikaten (qua Hilfszeichen der Modifikation von Subjektausdrücken), auch selbst als prädikatfreie Beobachtungsurteile gefasst werden können. Im diskursiven Denken aber werden die Qualia im raumzeitlichen Bewusstseinsfeld objektiviert, d. h., Objekten als ihre phänomenalen Qualitäten zugeschrieben, mittels deren diese epistemisch zugänglich sind.¹³ Wir lesen Qualia daher

12 Wenn man postuliert, dass ein sprachlicher Terminus sich nicht selbst bezeichnen könne, wird man diese Lesbarkeitsthese durch geeignete Umformulierung abschwächen müssen, etwa auf ein wittgensteinsches Normalniveau. Dinge sind dann nicht mehr Token, sondern weltseitige Urbilder von denkseitigen logischen Abbildern. In der Sache ändert das nicht viel; und ganz abgesehen davon ist das Postulat problematisch. Warum? Der Satz, den Sie gerade lesen, hat neun Wörter. Dies war ein Satztoken, das von sich handelte. Warum soll Heidelberg, gelesen als Satztoken, nicht von sich handeln können? – Oder man könnte postulieren, dass Satztoken menschengemacht sein müssen. Aber wenn ein Muster im Sand einem Schriftzug gleicht, kann man es lesen, ohne zu wissen, ob ein Mensch es erzeugte oder der Wind.

13 Damit soll keinem Phänomenalismus das Wort geredet werden. Die phänomenalen Qualitäten gehören ins Ansichsein der Dinge und lassen sich aus diesem nicht als eine Erscheinungswelt oder phänomenale Fassade herauslösen. Das Sich-Zeigen (die Phänomenalität) der Dinge

nicht als *Sensa* (innere Zustände), sondern als Dingqualitäten. So sind Dinge, als angeschaute, Urexemplare von „*Dies-solche*“-Subjekttermini und zugleich Urexemplare von Sätzen, die wortsprachlich als Prädikationen der Form „*dies-solche* ist P“ ausgedrückt werden. Urexemplare von Sätzen wollen wir *Fakten* nennen, was nicht dasselbe ist wie *Tatsachen*, denn *Tatsachen* sind Typen (Sinne) von wahren Sätzen überhaupt (auch quantifizierten, auch normativen). Dieselben Dinge lassen sich also als Objekte für die Anschauung wie auch als *Fakten* für das wahrnehmende Urteilen betrachten. Objekte der Anschauung sind sie a) in ihrer Perspektivität mit zugehörigen Abschattungen, was den „*Dies*“-Aspekt, und b) mit phänomenalen Qualitäten, die ihre perzeptuelle Individuation ermöglichen, was den „*Solche*“-Aspekt ihrer „*Dies-solche*“-Struktur ausmacht. Zu *Fakten* werden Anschauungen, wenn wir sie als kondensierte Urexemplare von Sätzen der Form „*dies-solche* ist P“ lesen und gegebenenfalls in sprachlich artikulierte Wahrnehmungsurteile weiterübersetzen.

Und nun löst sich alles Kontraintuitive der nicht-relationalen Semantik in Selbstverständlichkeit auf. Obschon kategoriale Aussagen der normativ-metaphysischen Ebene angehören, gelten sie nach der Lesbarkeitsthese unmittelbar von Objekten. Dass der Mond ein Einzelding ist, heißt nun, dass er, der Mond selbst, das Urexemplar eines Individualsinnes ist. Ähnlich für semantische Aussagen: Dass „*Sokrates*“ *Sokrates* bezeichnet, heißt, dass „*Sokrates*“ einem zwischen sprachlichen Typ (näher Individualsinn) angehört, dessen Urexemplar *Sokrates* ist. *Dinge* können wir nun weit und allgemein fassen als Urexemplare beliebiger Typsorten. Begreifen wir ein Ding näher als *Objekt*, so ist es das Urexemplar seines Eigennamens. Begreifen wir es als *angeschaut*es Objekt (Phänomen), so ist es das Urexemplar eines Subjektes der Form „*dies-solche*“. Begreifen wir es als *Faktum*, so ist es das Urexemplar einer Prädikation über es. Das Verhältnis von *Fakten* zu *Tatsachen* ist hier bemerkenswert. Nicht *Tatsachen* im Allgemeinen haben Urexemplare (weltseitige Token), sondern nur diejenigen, die Sinne wahrer objektsprachlicher Elementarsätze sind; und die Urexemplare der letzteren sind *Fakten*: ihre weltseitigen Wahrmacher. *Fakten* sind Dinge, die wir in anderer Betrachtung als Objekte fassen und die mitunter Phänomene für uns werden. Das Ding versammelt diese Facetten. Kein Wunder: Ein Ding ist seit alters eine Versammlung („Das ist ein Ding!“ – eine Vollversammlung wert).

und ihr Sich-Verbergen sind vielmehr ab ovo miteinander verwachsen. Das Reale existiert auf leibliche Subjektivität inmitten seiner hin.

3 Die Theorie der apriorischen Voraussetzungen der Bezugnahme

Da beim Übergang von holophrastischen zu begrifflich artikulierten Beobachtungssätzen die Unbestimmtheit der Übersetzung beginnt, führt die Lesbarkeitsthese, indem sie Wahrnehmen als Lesen und Übersetzen ausweist, bereits in Richtung Hermeneutik. Wenn das Erkennen ein Grenzfall des Verstehens und dieses in Maßen unbestimmt ist, ermisst man auch, welche Mühe es kostet, die Natur in einer theoretischen, mathematisierten Wissenschaft zu erklären. Der Erfolg dieses artifiziiellen Verfahrens hat eine Generalabstraktion von bestimmten Zügen der physischen Realität zum Preis; denn in der indikatorfreien Sprache der Mathematik gehen die Modi der Zeit und die „Dies-solche“-Struktur der Anschauung samt den phänomenalen Qualitäten der Dinge verloren, und zwar unwiederbringlich. Die Physik kann das durch Abstraktion Preisgegebene in einem unendlichen Progress von immer weniger anomaliebedrohten Nachfolgertheorien nicht mehr einholen, doch sie gewinnt mit der mathematischen Ausdrucksform ihre mühelose transkulturelle Universalität.

Den Zug ins Hermeneutische verstärkt die Theorie der apriorischen Voraussetzungen der Bezugnahme (TAV), die auch das Erfolgsrätsel für die Lesbarkeit der Dinge löst wie Kants zweiter Beweisschritt das Erfolgsrätsel für die Synthetisierbarkeit des Gegebenen. Die Dinge haben sich immer schon der Form des Denkens anbequemt, weil die Formen ihres Was-Seins und Dass-Seins, Raum und Zeit, dem Denken nicht äußerlich sind. Die TAV hilft, den Anschein der Äußerlichkeit zu beseitigen und Raum und Zeit mit dem Denken zu vermitteln.

Da Begriffe nicht verlässlich individuieren, ist der „Dies“-Aspekt der Anschauungsstruktur, obschon im weiten Sinn begriffsartig (nämlich Aspekt des Gehalts von Gedanken an Einzelnes), nicht auf Begriffe und nicht auf begriffliches empirisches Wissen reduzierbar. Hier zeigt sich erstens eine Unhintergebarkeit des Indexikalischen, die dazu führt, dass die Philosophie, die das Physische nicht als abstrakt Physikalisches betrachtet, sich selbst als wesentlich standpunktgebunden verstehen muss. Zweitens wird die epistemische Individuation der Dinge dann apriorische Anteile aufweisen müssen, die man nach dem *divide et impera* der theoretischen Wissenschaft sogar in einer transzendentalen Theorie (kritischen Metaphysik) isolieren kann, obwohl sie in solcher Reinheit nirgends vorkommen außer in der reinen Imagination, die der euklidischen Geometrie als der Theorie des Imaginationsraumes zugrunde liegt. Der „Dies“-Anteil der Anschauung kann jedenfalls ursprünglich nur gedacht und Indikatoren können nur in die Sprache eingeführt werden, wenn es ein reich gegliedertes Wissen a priori

gibt, das man unter dem Begriff einer Selbstlokalisierung a priori in Raum und Zeit zusammenfassen kann.

Zunächst kurz zum ersten Punkt. Die physikalische Relativitätstheorie gilt absolut. Zwar machen verschiedene Beobachter verschiedene Messungen, aber deren Werte können mittels präziser Transformationsgleichungen ineinander umgerechnet werden, und die Theorie gilt für alle Standpunkte in identischer Formulierung. Derartiges erstreben zwar auch die hermeneutischen Wissenschaften, aber sie tun es kunsthandwerklich, nicht mathematisch, und erkennen an, dass sie die Jemeinigkeit bzw. Alterität der Standpunkte nicht restlos in Transparenz überführen können. Die TAV reiht sich unter sie ein und erkennt den Grund für die Restopazität der Jemeinigkeit bzw. Alterität in der Unhintergebarkeit des Indexikalischen. Sie ist keine Relativitätstheorie, die sich über die Standpunkte stellte, deren Vielfalt sie anerkennt, sondern hat einen von ihnen als ihren eigenen. Ihre angestrebte transkulturelle Universalität ist keine mühe-lose, sondern muss im Bohren dicker Bretter stets neu ausgehandelt werden.

Nun zum zweiten Punkt. Sofern unsere Selbstlokalisierung in Raum und Zeit a priori erfolgt, muss sie ihren Ursprung im Denken haben und muss die Form des Denkens die erforderliche Mannigfaltigkeit aufweisen. Dazu ein kurzes Referat von Ergebnissen, die eine buchlange Entwicklung erfordern.¹⁴ Die Form des Denkens muss erstens den Grund des Unterschieds von Zeit und Raum enthalten und enthält ihn als unser Wissen a priori, dass die Zeit als Skala einer äußeren Mannigfaltigkeit im Unterschied zu den Dimensionen des Raumes die nomologische Determinationsachse des Realen bildet, längs deren die Naturgesetze gelten. Die Form des Denkens muss zweitens den Grund der asymmetrisch-trimodalen Struktur der Zeit enthalten und enthält ihn als Differenz des realistischen als des vergangenheitsanzeigenden, des phänomenalen als des gegenwartsstiftenden und des pragmatischen als des zukunftsbezogenen Wahrheitsaspektes. (Wahrheit ist nicht Korrespondenz *oder* Unverborgenheit *oder* Behauptbarkeit, sondern deren Einheit.) Die Form des Denkens muss drittens den Grund des Unterschieds dreier räumlicher Dimensionen und viertens die Gründe von deren Ausrichtung enthalten und enthält dies alles als Differenz dreier logischer Proto-Dimensionen. In der logischen Höhe fallen Einzelne unter Begriffe (und stehen Begriffe unter allgemeineren Begriffen), in der logischen Breite des Urteils werden Subjekt und Prädikat gemäß der normativen Dualität von richtig und falsch (rechts und links) synthetisiert, und in der logischen Tiefe (oder Länge) des Schlusses schreitet das Denken von Prämissen zu Konklusionen fort. Die Form des Denkens muss fünftens den Grund der Auszeichnung eines *Hier* enthal-

¹⁴ Vgl. Koch (2006), §§ 14–26 u. 62–81.

ten und enthält ihn als das Wissen a priori, dass es selbst, das Denken, leiblich verfasst ist und sich unter allen Dingen als das je *hiesige* identifizieren kann, weil es nur zu sich als Leib einen doppelten epistemischen Zugang hat: „von außen“ durch gewöhnliche Wahrnehmung und „von innen“ in deren affektiver Besetzung durch Lust und Schmerz. Es muss sodann noch gezeigt werden, wie diese Musterungen der Form des Denkens ausgehend vom eigenen Leib in der physischen Realität wiedererkannt werden können. Wie die trimodale Asymmetrie der konkreten Zeit (Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit) auf den abstrakten symmetrischen Parameter t der theoretischen Physik übertragen wird, habe ich vor kurzem in dieser Zeitschrift in Form einer Freiheitstheorie des Zeitpfeils ausgeführt.¹⁵ Für den Raum käme es darauf an, die logischen Protodimensionen mit grundlegenden Bewegungstendenzen leiblichen Denkens zu verknüpfen: einer unfreiwilligen, natürlichen, gravitationsbedingten Bewegungstendenz von oben nach unten und einer freiwilligen nach vorne, die als freiwillige in der Gabelung der Wahl zwischen richtig und falsch (rechts und links) steht.

Dieses Kurzreferat, kaum mehr als eine Inhaltsangabe zu andernorts Ausgeführtem, dient nur der Kontextualisierung dessen, was hier noch argumentativ angedeutet werden kann. In naturwissenschaftlicher Formatierung ist die epistemische Individuation beliebiger Dinge stets mittels eines kartesischen Koordinatensystems möglich, das eine zeitliche und drei räumliche Achsen mit acht Richtungen sowie einen Ursprung (Nullpunkt) und eine Grundeinheit für Entfernungsmaße aufweist. Ebendiesen Komplexionsgrad muss auch das System unserer Indikatoren besitzen, da mittels seiner allererst kartesische Koordinatensysteme eingeführt und verankert werden können. Letzteres, die Verankerung in einem realen Bezugsrahmen, ist unerlässlich für den Gebrauch eines Koordinatensystems, das für sich genommen nur ein abstraktes, mathematisches Gebilde ist. Erst der Bezugsrahmen nämlich erlaubt es, Achsen, Richtungen und Maßeinheiten für den realen Raum zu definieren. Er muss daher ex post auf zweifache Weise epistemisch individuierbar sein: abgeleiteter- und trivialerweise mittels des Koordinatensystems, das an ihm definiert wurde, ursprünglich aber unabhängig von dem Koordinatensystem, das mittels seiner erst eingeführt werden konnte.

Gleiches gilt a fortiori für unsere Indikatoren, die unser informelles egozentrisches Koordinatensystem bilden. Ihre Verankerung kann nicht mehr mittels ihrer selbst, auch nicht allein mittels empirischer Begriffe, sondern muss durch apriorische Ressourcen gewährleistet werden. Jeweils ich muss vorphilosophisch a priori wissen, dass ich ein leibliches Wesen mit einem zeitlichen Wahrnehmungsbewusstsein bin, dessen Leib für mich als einziges Ding im Universum

15 Vgl. Koch (2016).

nicht nur wahrgenommen, sondern auch in Lust und Schmerz gefühlt werden und daher als räumlicher Bezugsrahmen – wie das Wahrnehmungsbewusstsein als zeitlicher Bezugsrahmen – fungieren kann. Ich muss ferner a priori wissen, dass es eine zeitliche und drei räumliche Dimensionen gibt (parasitäre, unanschauliche Extradimensionen kann die theoretische Physik bei Bedarf einführen) und wie sie sich a priori ausrichten lassen. Mein Leib muss von geeigneter Mannigfaltigkeit sein (und ich muss es a priori wissen), um die Definition eines punktuellen Ursprungs zu ermöglichen (etwa den Punkt hinter meiner Stirn, wo die eintreffenden Lichtstrahlen nach den Gesetzen der Strahlenoptik konvergieren würden, oder bei Bedarf die Spitze eines meiner Zeigefinger usw.). Ebenso muss er Einheiten der Entfernungsmessung bereitstellen wie Spanne, Elle, Fuß und Schritt. Natürlich ist die Einführung von Indikatoren nur unter gleichzeitigem Rekurs auf empirisches Wissen möglich, aber die apriorischen Anteile sind eben auch unverzichtbar.

Es ist ein wichtiges, hier nur abschließend zu referierendes Theorem der TAV, dass wir a priori wissen, dass wir leibliche Wesen sind. Wenn wir auf die Details einer Mannigfaltigkeit indexikalisch Bezug nehmen können wie Descartes' meditierendes Subjekt nach Voraussetzung auf die Details der ihm vorschwebenden Wach- oder Traumszenerie, so muss das Subjekt a priori wissen – selbst wenn es dies in philosophischer Reflexion bestreitet –, dass es selbst ein reales Detail in jener Szenerie ist: denn nur, wenn es sich a priori in der Szenerie selbstlokalisiert und orientiert, ist es in der Lage, indexikalisch auf deren Details Bezug zu nehmen. Wenn wir ferner die von Joseph Levine beschriebene Dualität des phänomenalen Bewusstseins bedenken, der zufolge Qualia Akte und Gehalte der Anschauungen in einem sind,¹⁶ werden wir von hier aus zwanglos auf die These vom ausgedehnten Geist geführt. Denn Qualia sind, wie oben gesagt, phänomenale Qualitäten der mich umgebenden Dinge, und mein Geist erstreckt sich so weit wie das Raum-Zeit-Gerüst, das er a priori kennt und perspektivisch um den Leib zentriert, der seinen Kern bildet, also weit über die umgrenzende Oberfläche dieses Leibes und somit gleichsam über sich selbst hinaus. Demnach ist nicht mein Geist in meinem Körper, sondern mein Körper umgeben von meinem Geist, und dieser überlagert sich raumzeitlich vielfach mit dem Geist anderer Subjekte – und mit dem sensorischen Bewusstsein der Tiere, das ebenfalls eine perspektivisch zentrierte Raumzeitstruktur aufweisen dürfte, auch wenn ein Tier das nicht wissen kann (weil es überhaupt nichts weiß).

16 „It is the quale, the phenomenal experience, that at once has the qualitative character that is ‚for me‘, present to my mind, and also is the awareness itself“; Levine (2001), 173.

So führt die TAV zuletzt auf das Desiderat einer Theorie der Intersubjektivität, hegelsch des „objektiven Geistes“. Aber auch und gerade diese wird hermeneutisch sein, weil es für die Abbildung der individuellen Perspektiven aufeinander im allgemeinen Medium des Denkens anders als im spezifisch mathematischen Medium der Physik keine präzisen Transformationsgleichungen, sondern nur Faustregeln der Horizontverschmelzung zu den Konditionen der Unbestimmtheit der Übersetzung gibt. Die radikale Übersetzung, lesen wir bei Quine, beginnt zu Hause; ihre Unbestimmtheit berührt also schon mein Verstehen meiner selbst.¹⁷ Und wenn die Lesbarkeitsthese zutrifft, beginnt die radikale Übersetzung in anderer Perspektive bereits in der Wahrnehmung und im schlichten Äußern von Beobachtungssätzen. It's hermeneutics all the way down.

Literatur

- Conant, J., u. Kern, A. (2017), Analytischer Deutscher Idealismus. Vorwort zur Buchreihe, in: Kern, A., u. Kietzmann, C. (Hg.), *Selbstbewusstes Leben. Texte zu einer transformativen Theorie der menschlichen Subjektivität*, Berlin, 7–10.
- Gabriel, M. (2017), Wie viel Subjektivität verträgt der ontologische Realismus? Zu Kochs Hermeneutischem Realismus, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 65.4, 792–797.
- Hofweber, T. (2016), *Ontology and the Ambitions of Metaphysics*, Oxford.
- Koch, A. F. (2006), *Versuch über Wahrheit und Zeit*, Paderborn.
- Koch, A. F. (2013), *Wahrheit, Zeit und Freiheit. Einführung in eine philosophische Theorie*, Münster, 2. Aufl.
- Koch, A. F. (2016), Die Zeit in zweidimensionaler Betrachtung, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 64, 879–893.
- Levine, J. (2001), *Purple Haze. The Puzzle of Consciousness*, Oxford.
- Loux, M. (2006), *Metaphysics. A Contemporary Introduction*, New York, 3. Aufl.
- Quine, W. V. O. (1969), *Ontological Relativity*, in: ders., *Ontological Relativity and Other Essays*, New York u. London, 26–68.
- Quine, W. V. O. (1981), *Smart's Philosophy and Scientific Realism*, in: ders., *Theories and Things*, Cambridge, 92–99.
- Sellars, W. (1981), *Foundations for a Metaphysics of Pure Process*, in: *The Monist* 64, 3–90.
- Sider, T. (2011), *Writing the Book of the World*, Oxford.

¹⁷ Vgl. Quine (1969), 46–47.